

Der 160 km lange Unterlauf beginnt bei Karaküwisa, wo der Omatako eine nördliche Richtung einschlägt, die Sandwellen bleiben zurück, der Talboden ist hart und von einer humosen Schlammaschicht bedeckt, das felsige Bett weist zahlreiche Wasserstellen auf und mündet nach mäandrischem Laufe als Seschongo westlich von Niangana in den Okavango.

Für die Kolonisation kommt nur der Oberlauf des Omatako in Betracht, der mit seinen vorzüglichen Weiden und zahlreichen Wasserstellen einer großen Zahl von viehzüchtenden Farmern gute Existenzbedingungen bietet wird, sobald für das nötige Absatzgebiet gesorgt ist. Infolge des unverkennbaren Rückganges der Buschvegetation wird hier die Schafzucht neben der Rindviehzucht die beste Einnahmequelle bilden. Acker- und Gartenbau ist sogar am Südbhange des Waterbergplateaus unrentabel, dagegen herrscht großer Wildreichtum vor. Der untere Omatako wird nur für die Anlage

einiger Polizeistationen, welche die Verbindung mit dem Okavango und dem „Caprivizipfel“ aufrecht zu erhalten haben, in Betracht kommen. Das Klima ist subtropisch und am Oberlaufe gesund, wengleichzeitigweise schon Malaria auftritt. Die Temperaturdifferenzen zwischen Tag und Nacht sind enorm, und die Verwitterung verrichtet daher ein sehr schnelles Zerstörungswerk, das man beispielsweise an den Omatakobergen gut verfolgen kann.

Die Omatakoberge ($16^{\circ} 34'$ ö. L. und $21^{\circ} 15'$ s. Br.) stellen eine Inselberglandschaft dar, die ringsum von der ebenen Steppe begrenzt wird (Abb. 4), aus grobkörnigem Biotitgranit besteht und im großen Omatako mit 2160 m die höchste Spitze des Schutzgebietes besitzt. An diese gewaltige Pyramide setzt sich im Süden der



Abb. 7. Der große Omatako.
Geröllhalde auf den nördlichen Abhängen.

langgestreckte, scharfkantige Rücken des kleinen Omatako (Abb. 5) an, dessen Hänge steil zur Ebene abfallen und der von Nordost nach Südwest streicht. In derselben Richtung, also parallel zum kleinen Omatako, sind den Bergen im Südosten einige langgezogene Hügel vorgelagert, während unmittelbar am Nordfuße des großen Omatako sich einige Schuttwellen von West nach Ost hinziehen. Die in einem Winkel von 45° aus der Ebene aufsteigenden Hänge des großen Omatako werden in ihrem unteren Teile an der Ost- und Nordseite von einem zusammenhängenden Bande senkrechter Absturzwände unterbrochen. Der Gipfel besteht aus einem Felde von 160 qm, das in seiner nördlichen Hälfte von gewaltigen Granitblöcken (Abb. 6) bedeckt ist, während der flache südliche Teil noch humosen Sandboden trägt und daher einen üppigen Graswuchs aufweist. Auf der fast geradlinig verlaufenden Trennungskante steht ein Dornbäumchen und ein Salsolabusch. Das Gipfelplateau wird

von einem Geröllfelde umgeben, dessen riesige Fels-trümmer glatt wie Glas und mit geradlinigen Kanten versehen sind. Auf ihrer Wanderung talabwärts werden die Blöcke abgerundet und zersprengt, und die in die Hängetief eingeschnittenen Erosionsrinnen sind mit solchen Trümmern ausgefüllt. (Abb. 7.) Das Wasser läuft in tief eingeschnittenen, geröllbe-

deckten Bachbetten nach Nordwesten zum Ketjoflusse ab, jedoch fand ich am Nordfuße des Absturzkranzes in einer Mulde zwischen diesem und einer vorgelagerten Schuttwellen einen Vley, dessen Existenz die Herero nicht wußten, an dem sich aber ein von Buren gebauter Schießring befand. Die Berge sind von Dornbuschwald umgeben, wie ich ihn in solcher Dichte und Undurchdringlichkeit weder in der Karroo, noch in den früheren Burenstaaten gewahrte.

Über Religion und Sprache der Tobiinsulaner.

Von H. Seidel. Berlin.

Schon zweimal haben wir in dieser Zeitschrift von der winzigen Koralleninsel Tobi in Südwesten der Palau-Gruppe gesprochen, ohne jedoch sämtliche Fragen berühren zu können, die sich bei einer genaueren Schilderung des Landes und seiner Bewohner notwendig aufdrängen. Auch in dem Beitrag zu der Festnummer für Professor Dr. Andree (Bd. 87, Nr. 7) sind Lücken geblieben, da hier, um nur eins zu sagen, über die religiösen und sprachlichen Verhältnisse der Insulaner fast

jede Nachricht fehlt. Gleichwohl steht uns für diese Punkte einiges Material zu Gebote, das vielleicht der Ordnung und Zusammenfassung wert ist, namentlich um denen, die Gelegenheit zu eindringenderen Studien finden, eine kleine Hilfe und einen, wenn auch noch so dürftigen Handweis bei ihrer Arbeit zu bieten. Mag sich dann auch vieles als mangelhaft an dieser Skizze erweisen, mag sie gänzlich dem Nichts verfallen: es soll uns nicht reuen, sofern sie nur der Sporn zu besseren Leistungen wird,

die unsere Kenntnis jener Ozeanier um gesicherte Forschungsergebnisse bereichern, ehe es zu spät ist.

Zu den früher zuweilen vermuteten „religionslosen“ Völkern gehören die Tobiten ebensowenig wie irgend ein anderer Stamm aus dem näheren oder ferneren Umkreise ihrer meerverlorenen Heimat. Sie verehren ein höheres Wesen, ob rein göttlichen Charakters oder nur mythisch verklärter Held, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Der Name dieses Mächtigen ist Yarris. Von seinem Wohl- und Übelwollen hängt das Geschick der Insel und ihrer Bewohner ab. Er kann durch die Menschen erzürnt werden, läßt sich aber wieder versöhnen. Zu gewissen Zeiten besucht er Tobī, wo er sich in seiner Kultusstätte niederläßt und seinen Willen durch Priester- und Mund der tätowierten Gemeinde offenbart. Der Tempel, wie ihn Holden bei Pickering¹⁾ schildert, war ein primitiver Bau von 15 Meter Länge und 9 Meter Breite. In der Mitte befand sich eine Art Hängealtar, nämlich ein wagrecht schwebendes Brett, das mit Tauen an der Decke befestigt und für gewöhnlich durch eine Matte verdeckt war. Bei Beginn der Zeremonie entfernte der Priester, der während der Amtshandlung selber Yarris geheißt wurde, die Matte, breitete sie auf dem Boden aus, setzte sich darauf und versuchte nun, unter Geschrei und Körperverrehungen den Geist herabzurufen. In den Pausen ließen die Zuhörer einen Gesang oder vielmehr ein Geheul ertönen, worin sie sich aber sogleich unterbrachen, wenn der Priester seine Beschwörungen fortsetzte. Musikinstrumente hatten sie nicht, sie schienen überhaupt, nach ihren Gesangsleistungen zu urteilen, wenig künstlerische Talente zu besitzen.

Unweit des Altars stand eine große Holzschale mit sechs Kokosnüssen. Glaubte nun der Priester, daß sich Yarris eingestellt habe, so ward das Gefäß aufgehoben und die Milch von vier Nüssen darin entleert. Zwei Nüsse blieben für den Priester zurück. Im selben Augenblick stürzte einer der Männer unter lautem Jauchzen heran, erhob die Schale und trank von der Milch, wobei er vieles auf den Boden verspritzte. Zum Schluß warf man Yarris oder richtiger den ihn darstellenden Idolen²⁾ noch etliche Nußstückchen vor. Der Rest verblieb dem Priester. Damit war die Kultushandlung beendet, und jeder ging seinen Geschäften nach.

Durch Kubarys Besuch auf Sonsol sind wir in den Stand gesetzt, einen Vergleich zwischen den religiösen Bräuchen beider Inseln vornehmen zu können. Wie Tobī hat auch Sonsol einen Tempel, Falūmar genannt, wo der Priester die Beschwörung — Tāutup — ausführt und die Häuptlinge ihre Beratungen pflegen. „Das Gebäude ist ein langer und breiter Schuppen mit gewöhnlichem, zwei-seitigem Dache aus Kokosblättern. Der Bauplan erinnert an die Fālyas auf Jap, indem der obere Dach- oder Firstbalken, der hier Unār heißt, durch eine Reihe von fünf medianen Dachpfosten gestützt wird.“³⁾ Der Fußboden besteht „aus sehr starken, aber unregelmäßig zusammengelegten Holzdielen“. An dem mittelsten Dachpfeiler sind bemalte Schnitzarbeiten angebracht, nämlich zwei hölzerne, mit Kalk bedeckte menschliche Figuren von halber natürlicher Größe, die in Kletterstellung erscheinen. Was sie bedeuten, hat Kubary⁴⁾

nicht sicher herausgebracht. Jedenfalls stehen sie im Zusammenhang mit dem „Tāutup“, da der Priester ihnen während der Zeremonie beständig das Gesicht zuwendet. Außerdem finden sich nicht bloß auf dem Mittelpfeiler, sondern auch auf den übrigen Tragepfählern noch andere Schnitzereien, z. B. Fische und menschliche Gestalten, die aber nicht die „durchdachte Naturwahrheit“ der entsprechenden Paläuarbeiten erreichen.

Der Priester von Sonsol übernahm Kubary zu Ehren einen „Tāutup“, wobei er, ähnlich seinem Kollegen in Tobī, mit dem Oberkörper zu zittern begann, sich auf seinem Sitze herumwarf, hörbar die Luft ausstieß und klägliche Töne von sich gab. Plötzlich endigte er mit leisem Pfeifen, worauf er ziemlich ergriffen und schwitzend zu seinem Gaste sagte, daß „zwei Männer in ihn hineingestiegen seien“ und ihm versichert hätten, „alles sei gut und der weiße Mann gehöre zu ihm als Freund“.

Da Taur, so hieß der Priester, ein Sohn des Verstorbenen, durch seine langjährigen Reisen mit Walfängern stark amerikanisierten „Königs“-Andrew war, so wunderte sich Kubary nicht weiter, daß sich in dem Tāutup gewisse Anklänge an das hawaiisch-amerikanische Missionswesen zeigten. Namentlich fiel ihm das beim Händefalten und Niederknien auf.

Als Kubary am folgenden Tage die Insel verließ, um sich an Bord des Werbeschiffes zurückzugeben, nahm der Priester im Falūmar für ihn, sowie für alle in Kontrakt gehenden Landeskinder den Tāutup vor, damit sie gutes Wetter und schnelle Reise bekämen. Zu dem Zwecke breitete er zwischen dem Halbkreise der Anwesenden und dem Mittelpfeiler eine Matte aus, kniete nieder, faltete die Hände und fing dann seine Beschwörung an. Vor sich hatte er ein Bündel Farne liegen, und über das Gesicht hing ihm ein zusammengebundenes grünes Bananenblatt. Nach ihm vollzog noch jeder der Häuptlinge einen Tāutup für seine abreisenden Verwandten.

Eine weitere Analogie aus Brauch und Sitte beider Inseln finden wir in der Bestattungsart der Verstorbenen. Auf Sonsol werden diese, wie Kubary kurz mitteilt⁵⁾, in „die See versenkt“. Auf welche Weise dies geschieht, bleibt uns jedoch unklar; denn Genaueres ist nur von Tobī, Truk, Marilo und Lukunor bekannt und in jüngster Zeit durch Regierungsarzt Dr. Born auch vom Oleā-Atoll. Dort bettet man die Leichen teils in die Erde, teils werden sie in Kanus über das Riff hinaus auf die hohe See gebracht und daselbst, mit Steinen beschwert, versenkt, damit niemand ihre Ruhe störe und kein Kind an ihrem Grabe lache und scherze. Leider erfahren wir von Dr. Born nicht, welche Personen man auf diese und welche man auf die andere Weise zur letzten Ruhe bringt. Die Frage ist aber sehr wichtig; denn der Brauch wechelt von Insel zu Insel und war in früherer Zeit, entsprechend der Auffassung vom Schicksal der Toten⁶⁾, augenscheinlich ein anderer als in der Gegenwart. Auf Truk erhielten nach Kubary nur die Vornehmen das Seemannsgrab, auf Mortlock dagegen die im Streite Gefallenen, damit „sie sich mit dem tapferen Meeresgott Rassau vereinigen“⁷⁾.

Karolinen. Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, Leiden 1895, S. 84 und 85.

¹⁾ Ebendort, S. 108; desgl. Dr. Born, Beobachtungen ethnographischer Natur über die Oleā-Inseln. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. 17 (1904), S. 190.

²⁾ Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 5, Teil II, Seite 150. Nach A. Senfft, Karolineninseln Oleā und Lamutrik, Petermanns Mitteilungen Bd. 51 (1905), Seite 56, richtet sich die Bestattungsart „nach dem Wunsche des Sterbenden“.

³⁾ Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen u. Belegstücke aus der Südsee. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums zu Wien, Bd. VIII, 1893, Seite 318 und 319.

¹⁾ On the Language and Inhabitants of Lord North's Island, p. 225 ff.

²⁾ Pickering, loc. cit. p. 226. „After this a few pieces of the nut are thrown to the images.“ Auf diese Stelle bezieht sich vielleicht die sonst nicht belegte Äußerung Christians, The Caroline Islands, London 1899, p. 170: „Tobī has her massive platforms (?) topped by the stone (?) images of her Yar, or ancient heroes, gazing out upon the deep.“

³⁾ Notizen über einen Ausflug nach den westlichen

Die Seebestattung vollzog man zu Lütkes Zeiten (1828) ferner auf Murilo, aber lediglich an Personen niederen Ranges. Wer auf Lukunor ins Grab gelegt wurde, erhielt über der Gruft ein Totenhaus, das ein Abbild des Wohnhauses war und je nach dem Besitzstande der Familie verschieden groß ausfiel.

Auf Tobi gibt man, so weit unsere Quellen reichen, die Körper aller Erwachsenen ausnahmslos den Wellen preis. Welche Ansichten von der Seele und dem Leben nach dem Tode dabei mitwirken, vermögen wir mangels jeglicher Nachricht nicht klarzulegen. So viel steht aber wohl fest, daß die Tobiten an ein Geisterreich jenseits des Meeres glauben, wohin die Abgeschiedenen zu senden sind. Mancher wird sogar schon vor dem letzten Atemzuge fortgeschickt; das geschieht z. B. mit altersschwachen oder der Agonie verfallenen Personen, deren Ende man vor Augen sieht, aber nicht erst abwarten will. Auch die Verbrecher läßt man diesen Weg gehen, um sie, wie es scheint, desto schneller einer Bestrafung in jener Welt zuzuführen. Ein mit den Matrosen des „Mentor“ gefangener Palaumann wurde wegen Mundraubes sofort ins Meer gestoßen. Man schnürte ihm die Hände auf den Rücken zusammen, warf ihn in ein altes Kana und überließ ihn erbarmungslos seinem Schicksal. Dagegen wurde ein Weißer, der sich eines geringen Vergehens schuldig gemacht hatte, zunächst durch Keulenschläge hingestreckt, ehe man ihn aussetzte. Nur ganz kleine Kinder, die noch kein Boot (in die andere Welt) zu lenken verstehen, werden begraben; sonst trägt jung und alt der Ozean fort, dem auch die Amerikaner, bis auf die wenigen geretteten, zur Beute fielen.

Was nun die Sprache von Tobi anlangt, so ist sie laut Kubarys Zeugnis gleich der von Sonsol „ein Dialekt der zentralkarolinischen Sprachen“ und wird in wenig „abweichender Form auch auf Bur und Merir geredet“. Danach dürfte „man annehmen, diese drei Inseln erhielten einst ihre karolinische Bevölkerung längs des Weges über Sonsol“⁷⁾. Diese Verwandtschaft hatte bereits John Pickering erkannt, als er sein durch Holden gewonnenes Material mit späteren Aufnahmen, besonders mit Hales' Forschungen bei der „United States Exploring Expedition“ unter Wilkes vergleichen konnte. Dasselbe bestätigte in unseren Tagen der kaiserliche Bezirksamtman Senfft, der bald herausfand, daß die Tobiteute „im großen und ganzen die nämliche Sprache reden wie die Bewohner der östlichen und südlichen Inseln seines Bezirks, allerdings mit großer Dialektverschiedenheit“⁸⁾. Auch Dr. Born nimmt eine enge Verwandtschaft zwischen Sonsol, Merir und den westkarolinischen Atollen, ja selbst bis nach Truk hin, als sicher erwiesen an. Auf Senffts „Sprachenkarte“ von Deutsch-Mikronesien⁹⁾ kommt jetzt der gleiche Gedanke wieder zum Ausdruck; doch sagt der Begleittext sehr vorsichtig, daß hier unter Sprache lediglich das für den Verkehr notwendige Verständigungsmittel gemeint sei.

Für den Wortschatz der Tobisprache haben wir bis jetzt ein einziges Vokabular zur Verfügung, das von Pickering aufgestellte, dem er zur Erläuterung noch einige Dialoge beigelegt hat. Die von ihm angewandte Transkription ist leicht verständlich und so einfach, daß ein Mißverständnis kaum möglich ist. Unglücklicherweise decken sich die von ihm gesammelten Wörter nur in sehr beschränkter Zahl mit denen der beiden Vokabelreihen Kubarys aus Sonsol und Mapia, die hier zum Vergleiche unbedingt heranzuziehen sind. Allein diese wenigen Übereinstimmungen genügen immerhin, um die

Verwandtschaft der in Frage kommenden Idiome darzutun. Erklärend sei noch bemerkt, daß die Proben aus Mapia lediglich dem Munde der (letzten) karolinischen Bewohner entstammen.

Gehen wir unsere Belege im einzelnen durch, so heißt:

1. *Mann* oder *Mensch* in Tobi *Ma*, *Mar* oder *Mara*, in Sonsol *Mar*, in Oleai und Uogoy oder Ululsi *Mal*.
2. *Frau* in Tobi *Vaira*, in Sonsol *Faijin*, in Mapia *Fefin*, in Jap *Bepin*, in Sul oder den Anachoreten *Fifin*.
3. *Schwester* in Tobi *Miangum*, in Mapia *Moviao*, in Sul *Moucau*, hier mit der allgemeineren Bedeutung *Verwandte*.
4. *Haus* in Tobi *Yim*, in Mapia *Yan* oder *Yam*, sonst überall auf den Karolinen und selbst auf den Marshallinseln *Im*.
5. *Feuer* in Tobi *Ya* oder *Yaf*, in Mapia *Yaf*, in Jap *Nefi*.
6. *Kokospalme* in Tobi *Lu* oder *Nu*, in Mapia *Ni*, in Truk *Nu*, in Oleai (nach Born) auch *Nu*, in Jap *Niu* und so in derselben oder in ähnlicher Form weitverbreitet.
7. *Sand* in Tobi *Pi*, in Mapia und Ponape *Pik*, in Truk *Pig*, in Sul *Pige*.
8. *Stein* in Tobi *Vas*, in Mapia *Va*, in Oleai und Uogoy *Faa's*, in Jap *Fa's*, besonders als Schleudersteine.
9. *Sonne* in Tobi *Yaro*, in Mapia *Yāt*. Wie Pickering mitteilt, sollen die Tobitinsulaner ihre Zeit nach „Sonnen“, also Tagen, rechnen, wohingegen auf Sonsol nach „Nächten“ gerechnet wird. Sonst kennt man hier wie dort noch Monate, auf Tobi angeblich Mondmonate, die vielleicht, ebenso wie in Mapia und Sonsol, ihre Namen von Sternen erhalten haben. Die Sonsoler zählen ihre Nächte fortlaufend von Vollmond bis Vollmond. Unsere Wochenperioden sind anscheinend unbekannt, desgleichen für Tobi der Begriff „Jahr“, obschon dies Zweifel erregen muß, da auf den Nachbarinseln dieser Begriff durchaus nicht fremd ist.
10. *Stern* in Tobi *Visch*, in Uogoy und Oleai *Fis*. Außerdem weiß man in Mapia und Sonsol eine Reihe von Namen verschiedener Sterne und Sternbilder, als der Wegweiser bei nächtlichen Seefahrten, so daß man annehmen darf, ähnliche Kenntnisse bei den Tobiten zu finden.
11. *Wind* in Tobi *Yan* oder *Yang*, in Sonsol *Aiā*, in Mapia *Eyan*, in Ponape gleichlautend in der Zusammensetzung *Kijenian*.
12. *Regen* oder *Regenwolke* in Tobi *Kötcho*, in Mapia und Ponape *Kōcōw*.
13. *Donner* in Tobi *Pā*, in Sonsol *Pige*. Unser „es donnert“ gaben die Tobiten in der Form „der Donner spricht“.
14. *Sterben*, bzw. *tot* in Tobi *Mati*, in Mapia *Ma* und *Toma*. Bei den Erdbeben auf Tobi während der Jahre 1832 bis 1834 riefen die erschreckten Eingeborenen bei jedem Stoße „*Tobi ye(l) tamen*“ d. h. Tobi (er) wird sterben = untergehen.
15. *Tätowieren* und *Tätowierung* in Tobi *Veriveri*, in Sonsol *Ferifer*, hatten zu Holdens Zeit eine ausgesprochen religiöse Bedeutung, da kein Untätowierter dem Tempel sich nähern durfte, ohne Yarris Zorn zu erregen.
16. *Groß*, bzw. *alt* in Tobi *Yennap*, in Sonsol *Innap*, z. B. in *Mār imap* = alter Mann oder Greis, in Truk *Tinnup*.

⁷⁾ Notizen über einen Ausflug, S. 98.

⁸⁾ Deutsches Kolonialblatt, Bd. 12 (1901), S. 339.

⁹⁾ Ebendort, Bd. 16 (1905), S. 329 und Text auf S. 323.

17. *Ich* in Tobi *Naug*, in Mapia ebenso, in Ponape *Nngag* oder *Nuar*.
18. *Du* in Tobi *Gar*, in Mapia *Goy*, in Ponape *Koe*.
19. *Norden* in Tobi und Sonsol (nach Christian) *Yevaeng*, in Mapia *Eveu* (nach Kubary) oder *Evong* (nach Christian), in den Zentralkarolinen *Effeng*, *Evang*, *Ewang* und in ähnlichen Formen.
20. *Süden* in Tobi und Sonsol (nach Christian) *Eārgl*, in Mapia *Yor* (nach Kubary und Christian) oder *Yer*, *Yur*, *Eur*, *Eaur* usw. in den Zentralkarolinen.
- Für die beiden letzten Nummern sahen wir uns allein auf Christian und Kubary angewiesen, wobei wir bemerken müssen, daß der englische Forscher die Tobisprache als übereinstimmend mit der von Sonsol annimmt.

Soweit wird man indes nach den Ergebnissen der Nummern I bis 18 nicht gehen dürfen, sondern stets an einer dialektischen Verschiedenheit festzuhalten haben. Unglücklicherweise lassen unsere Quellen von Pickering bis Christian keine Vergleichung der Zahlwörter zu, die doch für die Verwandtschaftsfrage gemeinhin sehr in Betracht kommen. Es sind also ohne Zweifel neue Erhebungen durch geschulte Kräfte notwendig, deren Arbeitskreis zunächst auf Zentral- und Westmikronesien zu beschränken wäre, um wenigstens auf diesem Raume einige Ordnung in die bereits von Hales erkannte „chaotische Vermischung“ zu bringen und den Wanderzug der Völker wie ihrer Kultur, soweit dies noch möglich ist, in den Hauptsachen festzulegen.